

Identifikation

oder Bilder des Selbst

ein Essay von

REINHART BUETTNER

Wir schleppen alle ein Selbstbild mit uns herum, dessen Qualität nicht unbedingt klar und ausgemacht ist. Ob es ein Ideal-Bild, ein wahres Abbild unseres Selbst, ein Trugbild, Wunschbild, ein verinnerlichtes Fremdbild ist, können wir wahrscheinlich erst in der Stunde unseres Todes feststellen, aber vielleicht selbst dann noch nicht. Die Illusion „sub, in et cum“ wir leben, scheint ebenso physiologisch bedingt zu sein, wie die Lokalisierung unsere Sehens auf dem blinden Fleck.

So wie wir unsere sinnliche Erfahrung nicht erfahren können, können wir unser Erleben vermutlich nicht erleben, es sei denn durch das Echo, das uns unserer Amygdala zurückspielt, von dem wir allerdings nicht wissen, ob, was und wie viel es mit dem ursprünglichen und ungefilterten Erleben zu tun hat. Die schicksalhafte, inkommensurable und kaum kommunikable „Selbstigkeit“ unseres Erlebens hindert uns beständig daran, aus der erwähnten Illusion heraustreten zu können.

Gelänge uns dieses würden wir wahrscheinlich entweder komplett zusammenbrechen, oder wie ein Kaspar Hauser mit einem zweifelhaften Papier in der Hand auf dem Marktplatz einer fremden Welt stehen.

Die Kommunikation, die unser soziales Zusammenleben ermöglicht, ist wohl in erster Linie der Versuch eines Abgleichs über das Erlebte, in dem sich der seiner selbst unsichere Mensch über das Gesehene, Gehörte, Empfundene und Erlittene im Austausch vergewissert und sich seine Erlebnisse von anderen bestätigen lässt.

Philosophen hatten von jeher große Zweifel an der Richtigkeit unseres Erlebens und an der Angemessenheit unserer Wahrnehmung. Das Übereinstimmen unserer Urteile mit dem, was man verabredet hatte, Realität zu nennen, war und ist ein großes Thema und der Streit darüber hält an. Da die Täuschungsbereitschaft der Spezies immens ist, haben sich deren Mitglieder Verschiedenes einfallen lassen, was diese Anfälligkeit in Schach halten kann. Mit dem Bildermachen wurde eine Methoden gefunden, den Augenschein als Vergleich zu nutzen, der ohne die Zuhilfenahme der beschreibenden Sprache auskommt. Vergleichbares gilt für die anderen Sinne des Hörens, Tastens, der Temperaturempfindung etc. und auf diese Weise bekam die Beschreibung sinnliche Hilfstruppen, die die Kommunikation unterstützten und komplettierten.

Das bezog sich allerdings auf alle Bilder die man herstellte und sich machte. Die Selbstbilder waren beispielsweise davon nicht betroffen, sie führten weiterhin eine rätselhafte Existenz, konnten nur schwer verglichen und korrigiert werden, ja nicht einmal die Kommunikation über sie war gewährleistet, da die meisten von ihnen unterhalb der Bewusstseinsschwelle ihr Wesen treiben und einer Feststellung und Erkennung kaum zugänglich sind.

Über das Zustandekommen dieser Selbstbilder weiß man herzlich wenig, obwohl sie sehr wirksam sind in ihrem Bezug zum Selbstbewusstsein, zu den Handlungen, im Verständnis anderer Individuen und im Verhältnis zu sich selbst und zur Welt.

Genetik oder Erfahrung, Erbe oder Umwelt, a priori oder organisches Lernen sind als Initiatoren kaum eindeutig indentifiziert; ob uns das Selbstbild erzählt, beigebracht, klargemacht wurde und wir es anschließend zukzessive verinnerlicht haben, ist ebenso unklar wie die Mär vom „geborenen Helden“.

Die Art in der man uns begegnet, wie wir behandelt und geliebt oder abgelehnt werden, hat sicherlich einen großen Einfluss auf unser Selbstbild, ob es jedoch ein vorwiegend tragisches, ein glückliches oder verzweifelter ist, wird davon nicht unbedingt restlos bestimmt. Die Entfernung zwischen Selbstbild und Fremdbild spielt eine entscheidende Rolle, wobei die Kongruenz zwischen beiden wohl eher eine Idealkonstruktion ist, die selten vorkommt. Selbstbilder sind stark schattiert, komplex und doppelbödig, mit vielen Vorzimmern ausgestattet und einem gut bewachten Allerheiligsten, dessen man selbst nur äußerst selten in vollem Umfang ansichtig wird. Sie stehen fast niemals zur Disposition, werden hartnäckig aufrecht erhalten, sind sehr stabil und ganz gleich wie scharf oder verschwommen sie gezeichnet sind, sie setzen sich meist durch, da man ihnen unglaublich viele Opfer bringt. Von den antiken Mythen bis zur Gewartsliteratur wird immer wieder von Personen erzählt, die lieber sterben, als ihr Selbstbild zu verraten, was gemeinhin sogar als prizipientreuer Heldenmut gefeiert wird.

"We are such stuff as dreams are made on; and our little life is rounded with a sleep." sagt Shakespeare's Figur des Prospero in seinem enigmatischen Theaterstück "The Tempest" oder auch in Pucks Epilog des Sommernachtstraums: "Ihr alle schier habet nur geschlummert hier und geschaut in Nachtgesichten eures eignen Hirnes Dichten..." auf welche Illusion spielt Shakespeare hier wohl an?

Sind die Selbstbilder möglicherweise reflexive Phantasmen, Entlastungen geboren aus dem Schmerz, dass uns das Leben niemals so gelingt, wie wir es gerne leben würden? Wie verhält es sich dann allerdings mit den vielen negativen Selbstbildern, die suggerieren, dass man es nicht wert sei, dass man vielleicht doch nur ein ekelhafter Schmarotzer sei, der es nicht verdient habe, dass es ihm gut gehe..., oder sind das lediglich Selbstbestrafungstendenzen für heimlich ausschweifendes und zudem noch selbstgerechtes Denken ?

Es wird deutlich, an welche Ränder von Abgründen uns das Nachdenken über Selbstbilder führen kann und dass wir gehalten sind, vorsichtig im

Umgang mit anderen zu sein, weil wir nie wissen, mit welchen Selbstbildern er oder sie leben muss und vielleicht zu kämpfen hat.

Wer mit dem Selbstbild des strahlenden Helden zu leben hat und dauernd mit seiner kleinmütigen Ängstlichkeit kämpft, ist dazu verurteilt ein anstrengendes Leben zu führen und wird das Selbstbild vermutlich als Last erleben. Ob der darum unter einem Gespenst leidet, an einem Fluch, an einer korrekturbedürftigen Einbildung, oder an einer Neurose bleibt zur Entscheidung dem Zeitgeist überlassen. Exorzismus, Kampf mit des Selbstbild, Ausagieren, Ekstase, Hypnose, Traumreise, freies Assoziieren, Schattenboxen, Psychotherapie, etc. stehen zu Verfügung um eine vielleicht nur erträumte Harmonie zwischen sich selbst und seinem Selbstbild herzustellen.

Zwei tiefenpsychologisch orientierte Ärzte und Psychiater C.G.Jung und Hanscarl Leuner, die einen besonderen Zugang zu Bildern hatten, haben Therapieformen entwickelt, in denen Bildern eine systematische und eine indirekte therapeutische Rolle zugewiesen wird.

Carl Gustav Jung hatte aus der Kulturgeschichte von bildlich dargestellten mythologischen Figuren seine sogenannte „Archetypentheorie“ abgeleitet, denn er im Wachen, Träumen und allen Übergängen symbolischen Wert beimaß. Hanscarl Leuner benutzte die Imagination dazu, Bilder hervorzubringen, die dem Patienten helfen, Selbstheilungsprozesse in Gang zu setzen. Beide trauten den Bildern belehrt durch die Erfahrungen mit den Selbstbildern sehr viel zu, setzten großes Vertrauen in ihre Stärke, verändernde Wirkmächtigkeit und ihre allgemeine Plastizität.

Wir werden auf das Bildverständnis beider Autoren später noch zurückkommen.

„In jedem ruht ein Bild dess, was er werden soll, solange er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll“ dieser Vers von Johannes Scheffler, nach seiner Konversion zum Katholizismus Angelus Silesius genannt, kombiniert das Selbstbild mit der Projektion eines Entwicklungsziels und begründet dadurch die Unruhe und das rastlose Streben des menschlichen Lebens. Auch hierin figuriert das Bild als Adhortativus als geheimnisvolle Aufforderung und als Auslöser eines Prozesses oder als Initiale einer Entwicklung und Beginn von etwas Neuem.

Die Verwandtschaft der Selbstbilder zum Totem, zu Schutzgeistern, Seelenführern, Engeln, zum Ritual der Namensgebung und anderen naturreligiösen und animistischen Praktiken bedarf der weiteren Erhellung, einschließlich des „Tat twam asi“ aus den Upanischaden und seiner Bedeutung für die Philosophie Arthur Schopenhauers.

ungleich sind Ergebnisse einer vergleichenden Tätigkeit, die wesentlich unsere Orientierung ausmachen. Das Wiedererkennen von Personen und Dingen bestimmt sowohl unseren sozialen Alltag als auch unser Zurechtfinden unter den Gegenständen dieser Welt. Eine gut trainierte Wahrnehmung und ein funktionierendes Gedächtnis sind dazu die Voraussetzungen, ohne die ein Vergleich nicht gelingen kann.

Man unterscheidet qualitative Identität und numerische, erstere liegt vor, wenn sich zwei Gegenstände oder gegebene Größen in der Gesamtheit ihrer Merkmale übereinstimmen, also gleich sind, letztere dann, wenn es sich tatsächlich um das selbe Ding handelt.

Philosophisch, psychologisch, mathematisch und sprachlich ist Identität schwer eindeutig zu fassen, weil sie keine stabile Größe ist, sondern Entwicklungen unterliegt, sich also, vor allem im personalen Bereich, zwar verändert, aber gleichwohl identisch bleibt. In der Logik wird „identisch“ als „ $a \equiv a$ “ geschrieben, sozusagen als gesteigertes mathematisches Gleichheitszeichen, was nur noch vom Zeichen für „genau äquivalent“ „ $a \equiv a$ “ überboten wird, doch hier beginnen bereits Auseinandersetzungen, weil als Zeichen für „äquivalent“ auch „ $\Leftrightarrow$ “ verwendet wird. (vgl. Matheplanet im Internet)

Identität ist nicht einfach da und existiert automatisch mit der Geburt eines Individuums, sie muss hergestellt, quasi erarbeitet werden. Dieses geschieht in einem selbstreflexiven Akt der Herstellung eines Bildes über sich selbst, ist situativ ausgelöst und wird übersituativ vollzogen, man könnte auch sagen ökonomisch vereinfacht und sodann generalisiert. Das zeitliche oder Kontinuitätsproblem, das durch die Entwicklung entsteht, wird auf ähnliche Weise mit Hilfe des Selbstbildes gelöst.

Demnach wäre das Selbstbild ein zu einem Bild geronnenes ökonomisches Prinzip, das uns konsistentes Handeln ermöglicht und unsere notwendige Wiedererkennbarkeit garantiert, ganz unabhängig vom Übereinstimmen des jeweils hergestellten Bildes mit der Realität der Person.

Durch dieses Verständnis wird klar, wie es Menschen gelingen kann, ein Leben lang mit ungedeckten Cheques zu operieren, quasi an sich selbst vorbei, erfolgreich zu handeln, was man früher, in der Theatersprache des 18. Jahrhunderts, als „Charaktermaske“ bezeichnete auf die sich sowohl Jean Paul als auch Karl Marx beziehen.

Der Mikrobiologe und Wissenschaftstheoretiker Ludwik Fleck wies in seiner Arbeit (1935) über die Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache, auf die Plastizität des Selbstbildes hin, als er von „cognitiven Stilen“ und „Denk-Kollektiven“ sprach. Das durch kollektive Erfahrungen

mitgeprägte Selbstbild kann von der Verknennung von Tatsachen bis zur selektiven Blindheit ihnen gegenüber führen.

Zugehörigkeit zu einer Gruppe, ethnischen, beruflichen, politischen oder auch durch gleiche Freizeitaktivitäten oder Überzeugungen gebildeten Gruppe hat großen Einfluss auf das Selbstbild, was man u.a. auch an dieser Artistenpredigt studieren kann, die unschwer als der Versuch eines europäischen, überzeugten Künstlers mit theoretischen und leicht pädagogischen Ambitionen zu erkennen ist.

Die selektive Blindheit und partielle Scharfsinnigkeit, die ebenso wie andere Eigentümlichkeiten zum Selbstbild wie zur bevorzugten Performance gehören, stellen jene Leistung dar, die als das Herausbilden einer unverwechselbaren Individualität imponiert und die Identität abrundet und stabil macht.

Es gibt geborgte, gekaufte, erschlichene, Talmi- und Pseudo- Individualität, so wie es neben allem Echtem immer auch dessen Surrogate gibt und ganze Industriezweige leben davon, unsicheren Kandidaten solche anzubieten oder für sie zu designen.

Etwas ganz anderes ist die Identifikation:

- 1) handelt es sich um eine vollendete Tätigkeit
- 2) soll sie dazu dienen etwas gleich zu machen
- 3) gibt es einen Sprachgebrauch, der unter Identifikation so etwas wie Beweis versteht. Wenn man feststellen will, ob die Person dieselbe ist, die sie vorgibt zu sein, verlangt man in der Regel ihre IdentityCard, die sie als die darauf notierte ausweist.
- 4) Etwas zu identifizieren, heißt soviel wie, es als einen solchen zu erkennen
- 5) in der reflexiven Form des sich mit irgendetwas oder irgendwem Identifizierens, beschreibt den Versuch, eine Wesensgleichheit herzustellen.

Neben diesen Bedeutungen gibt es zahlreiche andere, die von Mustererkennung bis zur Forensik reichen, von der Spurensuche bis zur wissenschaftlichen Beweisführung, von der Theaterwissenschaft bis zur pathologischen Introjektion.

Die Ursache für dieses Durcheinander mag in der unklaren Lokalisierung des Phänomens liegen, denn seine Position zwischen Innen und Außen macht die Identifikation zu einem Transitionsbegriff.

Die Rolle ist eine rein äußerliche Sache, die an den Schauspieler herangetragen wird, seine Identifikation damit überschreitet die Grenze zu einem Inneren, indem er sich die Sache so zu eigen macht, dass er kaum noch unterscheiden kann zwischen eigenem Entschluss und durch die Rolle vorgegebenen Verhalten.

Der Fingerabdruck ist eine äußere, körperliche Gegebenheit, die Tatsache aber, dass sie ein untrügliches Zeichen der Individualität ist, mit dessen Hilfe man die Person zweifelsfrei identifizieren kann, macht den Fingerabdruck zu jenem Zwischending zwischen Innen und Außen, das dem Körper eigen ist.

Patriotismus, Nationalismus und ähnliches ist eine Identifikation der lokalen Zufälligkeit der Geburt und dem eigenen Wesen. Durch die Beobachtung von Ähnlichkeiten in Mentalität, Aussehens und Wertvorstellungen, etc. wird die Tendenz verstärkt und letztlich für naturgegeben gehalten. Festingers Dissonanzvermeidungsverhalten“ spielt hier eine wichtige Rolle, wie übrigens auch im Problemkreis Stereotypen, Geschlechterrollen und Verinnerlichung.

Wie anlässlich der Erörterung des Selbstbildes bereits angedeutet, spielt die Identifikation in der Psychologie und Psychotherapie eine prominente Rolle, sei es zum Thema Introjektion, Selbstbestrafung, Identifikation mit dem Aggressor, sei es zu den Themen Vorbild, Abbild, Selbstbild, Leitbild, Inbild oder Zwänge, Rituale, Aberglaube, Ticks oder Übergangsobjekte, Formen der Regression, Psychosomatik, Empathie oder auch Wahrnehmung, Gedächtnis, Vorstellung, Eidetik, Visualisierung ...

Wir leben nicht erst seit dem „iconic turn“ in einem Großhandel von Bildern und werden tagtäglich mit einer solchen Fülle von Bildern konfrontiert, dass das Weg-Sehen und Über-Sehen wichtiger geworden ist als das Hin-sehen, oder anders gesagt, dass wir das genaue Hin-Sehen vor lauter Weg- und Übersehen fast schon verlernt haben. Die audio-visuelle Umweltverschmutzung unserer kapitalistischen Zivilisationen hat derartige Formen angenommen, dass man sich selbst flugs bei puristisch-radikalen Diktatorenräumen ertappt, wenn man an die wünschenswerte ästhetische Verbesserung der Welt zu denken wagt.

Was bewirkt eine gelungene Identifikation? Es ist zunächst ein Gefühl der Verbundenheit, dieses Etwas hat mit mir zu tun, ist vielleicht sogar ein Teil von mir, ich fühle mich so angenommen und akzeptiert, wie man es mit Worten nicht ausdrücken kann. Es ist der Anfang des berühmt-berüchtigten „Weltumarmungsgefühls“, das man in der Ekstase erleben kann, wenn plötzlich alles stimmt, die Gegensätze und Unvereinbarkeiten aufgehoben sind und eine mächtige Harmonie alles überstrahlt. Mystiker sprechen gerne von der Auflösung des Ichs, oder vom Übergang meines Ichs in etwas Anderes und Größeres. Aktive Identifikation ist eine willentliche und akzeptierte Zustandsänderung.

Gedanke ein praeludierendes Gemisch aus Gefühl und unscharfer Ahnung vorausgeht, den Gedanken quasi einleitet, dann gehört das Identifizieren in diese Kategorie unseres Erkennungs- und Erkenntnisvermögens. Es rangiert auf der Platonischen Stufe der Eikasia, dem Rätseln und Vermuten. Beim Identifizieren geschieht etwas dem Einordnen ähnliches, in dem ein Unbekanntes mit bereits Bekanntem abgeglichen wird und sodann entweder in einer neuen Rubrik eingeordnet, oder einer alten zugeschlagen wird. Beim Sich-Selbst-Identifizieren mit Etwas oder Jemandem geschieht etwas völlig anderes: hierbei tritt eine Kurzschluß-oder Übersprungsreaktion auf, in der bestimmte Eigenschaften, die ein dingliches und/oder personales Gegenüber auszeichnen, unsere Aufmerksamkeit derart triggern, dass der sogenannten Attraktion-Repulsion-Mechanismus anspringt, der die emotionale Basis für eine positive Identifikation bildet.

Teile des Selbstbildes werden mit selektiv erlebten Teilen des Gegenübers abgeglichen und nach der Feststellung von vorhandenen Analogien, kurzschlüssig dem Selbstbild zugeordnet und sodann in es aufgenommen. Dass dieser Prozess nicht immer störungsfrei oder stabil verläuft, zeigen die vielen nur halb-gelungenen und wieder zurückgenommenen Identifikationen unseres eigenen Lebens. Mit wem, oder was haben wir uns nicht in unserer Kindheit und Jugend identifiziert, diese Sammlung später dann als Entwicklungsstufe verstanden und lächeln abgelegt. Hier übernahmen die Identifikationen die Rolle der Vor-und Leitbilder, kennzeichneten Stadien unserer Entwicklung und pointierten zunehmend unsere Interessen.

Individuelle Leitbilder sind deutlich zu unterscheiden von kollektiv und pädagogisch gedachten, welche die Politik immer wieder beschäftigen, weil die Klagen über nicht vorhandene oder nicht formulierte Leitbilder nicht verstummen wollen. Eines der letzten Leitbilder hat der Amerikanische Schriftsteller und Hauptvertreter der „Transcendentalisten“ Ralph Waldo Emerson 1837 in seinem berühmt gewordenen Vortrag „The American Scholar“ formuliert, in dem er die Anforderungen an den Intellektuellen der Neuen Welt und seinen besonderen Mind-Set in einer Mischung von Anspruch und Naivität beschreibt. Zu seiner Zeit und Weltgegend war das im Pioniergeist noch möglich, unterstützt und bewegt von einem deutlich vernehmbaren Selbstfindungs, Klärungs-und Verortungsbedürfnis. Heute dergleiche formulieren zu wollen, wäre nicht nur verwegen bis unmöglich, sondern auch im höchsten Maße kindisch, geschmacklos und vergebens, da ein jeder weiß, dass die Formulierung zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung bereits hoffnungslos veraltet wäre.

Dennoch halten die Massenmedien, die Unterhaltungs- und Freizeitindustrie, die Künste, Moden und verabredete gesellschaftlichen Highlights Identifikationsangebote in Masse bereit, werben um Aufmerksamkeit, Wohlgefallen und Kauflust und überbieten sich gegenseitig mit ihren Attraktivitäten.

Aber diese Identifikationsangebote sind rasch wechselnder Art, halten gerade mal eine Film- oder Serienlänge an und gehen meist nicht sehr tief. Das Überangebot nutzt Substanz und Wert der Identifikation ab, mit dem Resultat, das der populäre Philosoph und Bestsellerautor Richard David Precht in seinem vulgo-fragenden Titel andeutete „Wer bin ich, und wenn ja, wie viele?“ (2007): die „multiple Persönlichkeit“ mit ihren Bewusstseins- und Selbstbewusstseinsproblemen.

Diese latente und allgemeine Dissoziation, gehört zu jenen Phänomenen, die aus dem ursprünglich psychiatrischen Zusammenhang herausgetreten sind und mit dem durchschnittlichen historischen Abstand in die Variationsbreite des Normalen aufgenommen wurden, wie beispielsweise die Legasthenie/Dyskalkulie, das Asperger-Syndrom, die Apophanie, die Neurose, psychosomatische und depressive Reaktionen und auch die mittlerweile sogenannte Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS).

Das uferlose Gebiet der Dissoziation, Assoziation, Bissoziation und sein Zusammenhang mit Identität, Identifikation, Ganzheitlichkeit, Monismus, Holismus ist einer eigenen Bearbeitung wert und das, was die Kunst dazu zu sagen hat, erst recht.

Hier, jenseits der Störungsdebatte, nur so viel: der Antagonismus von Identifikation und Dissoziation, Vereinen und Aufspalten, Vermischen und Trennen, Synthetisieren und Analysieren reicht aus, um aus ihm die künstlerische Dialektik einer Artistenmetaphysik zu destillieren und fruchtbar zu machen.

Auf diese Weise wird die Dissoziation weniger als Störung der „normalen“ Identität angesehen, sondern als die oftmals auch heilsame Gegenbewegung zu ihr. So wie es im Überprüfen und Klären sinnvoll ist, sowohl zu synthetisieren als auch zu analysieren, sowohl zu vereinheitlichen als auch aufzuspalten, kann es fruchtbar werden, dieses auch im Wahrnehmen, Denken und Handeln zu tun. Es kann also durchaus sinnvoll sein, einer ganzheitlichen Betrachtungs- und Darstellungsweise zu liebe zerpfückend, auseinanderreißend und dissoziierend vorzugehen. Solange man den Kontext nicht verliert, kann das die Detailgenauigkeit ungemein bereichern, weil man erst dadurch die Vielzahl der „Einzelheiten“ zur Kenntnis nehmen kann, die das Ganze ausmachen und zuvor im verknoteten Komplexen verborgen war.

Nicht die Auflösung der Identität mit sich selbst ist gemeint, die vollzieht sich erst im Tode, wenn das Individuelle ins Allgemeine zurückkehrt, sondern die Auflösung und Überwindung der Identifikation mit der eigenen Rolle (als Kind von, als Erwachsener, als Spezialist, als Lehrer...) und das organische Ersetzen durch eine andere und ungewohnt neue. Welchen Vorbildern man dabei nacheifert, ist von den Inbildern, denen man im Lauf seiner Entwicklung begegnen konnte, abhängig.

Das Inbild, landläufig definiert als „die Verkörperung eines Ideals“, verwandt mit dem Ausdruck „der Inbegriff von“ oder alles dessen, was man mit dem auszeichnenden Adjektiv „schlechthin“ verziert. Es können Personen und Figuren sein, Farben, Zustände, Erlebnisse, Städte, Landschaften, Dinge, Ansichten, alles Typische seiner Art, Gattung und Ausprägung. Ziel, Handlungsmotiv und Sehnsucht der Künstler, Dichter, Musiker, Schauspieler, Tänzer und Architekten: einmal ein Inbild schaffen und dann sterben... ! ...ein altes, griffiges Klischee aller Produzenten. Was aber macht ein Bild zu einem Inbild?

Diese Frage nahmen zwei britische Polymathen Herbert Spencer und Francis Galton sehr ernst und erfanden in ihren Experimenten mit Bildern, Psychologie und Statistik, geführt von den Gedanken an das Ideale, Allgemeine, Häufigste und Typische die Composite-Fotografie. Galton entwickelte die Idee Spencers in Richtung des damals gerade modischen Einsatzes der Fotografie in den Wissenschaften weiter, indem er transparente Portraits, an der Position der Augen ausgerichtet, so übereinander kopierte, dass ein verschwommenes Summenbild entstand. Hervorgegangen aus Studien zur Kriminalistik, in denen man das typische Verbrechergesicht finden wollte (es war die Zeit Lombroso's und der Phrenologie) hatte Galton unter der Hand der idealistischen Ästhetik einen herben Aspekt hinzugefügt, der ernüchternde Auswirkungen haben sollte.

Leonardo, Dürer und andere geometrisierenden Künstler hatten sich in ihren Proportionsberechnungen um Idealmaße bemüht, Leonardo hatte in den Abweichungen von ihnen sogar versucht, der Hässlichkeit auf die Spur zu kommen, aber niemand war auf die Idee gekommen, aus der phänomenalen Variationbreite eine optische Summe zu bilden und im allgemeinsten aller denkbaren Gesichter den Idealtypus zu entdecken. Schönheit als Ergebnis einer phänomenal-optischen Mittelwertsstatistik...? War das nun eine Profanierung oder ein neuer, den Horizont erweiternder Gedanke ?

missdeutete auch Francis Galton die Leistungsfähigkeit seiner Erfindung. Anthropometrie und Psychometrie die Modedisziplinen seiner Epoche verführten ihn zur Überschätzung der Composite-Fotografie. Diese inspirierte zwar zahlreiche Künstler und Pioniere der Photographie ihr wissenschaftlich brauchbarer Aussagewert kam aber nicht über den Gipfelpunkt der Normalverteilung hinaus, mit dem er sich im Rahmen seiner statistischen Studien ebenfalls intensiv beschäftigt hatte.

Da ihn Familienforschung und der Erbgang von Eigenschaften aus seinen psychologisch-kriminologischen Studien stark interessierten, verstrickte er sich bald in eugenischen und rassistischen Spekulation und wurde schnell zum Exponenten fragwürdiger Theorien.

Die Composite-Fotografie, ein Vorläufer dessen, was heute zur Photoshop-Routine gehört und die endlos geschönten Gesichter unserer visuellen Umwelt bestimmt, wurde zwar bald vergessen, die dahinter lauernde Frage nach dem „Inbegriff der Schönheit“ aber nicht. Galton selbst hatte verwundert festgestellt, dass je mehr Verbrechergesichter er übereinander kopierte, die Menschen immer schöner wurden. Aus Mördern wurden Christusfiguren, aus Diebinnen Madonnen...

Galton war zwar auch unter den ersten, die Fragebögen und Ratingscales einsetzten, aber so raffiniert und mathematisch-statistisch abgesichert wie es in späteren Erhebungen üblich wurde, war das natürlich noch nicht. Aber immerhin konnte die Wiederholung von Galtons Experimenten durch zwei amerikanische Psychologinnen 1990, seine Ergebnisse mit neuen computerisierten Mitteln bestätigen. Die daraufhin einsetzende Reanimierung des Themas und die Experimente mit Miss Mix, Miss Beauty und Miss Quasimodo kann man in Hubert Rehms Artikel „Schönheit-doch mehr als bloßer Durchschnitt“ (Spektrum der Wissenschaft 1.7.1994) nachlesen.

Was folgt daraus für das Inbild ? Zunächst einmal bleibt es Thema, Anreiz und Handlungsmotiv für Künstlern, Poeten und Schwärmer, die unaufhörlich nach Inbildern suchen und jedes Portait einer Sache oder Person am liebsten zum Inbild machen würden, wie etwa Annabel Lee eines wurde, oder das Mädchen mit dem Perlenohrring, oder die Rätseldekoration in der Sala delle Asse des Castello Sforzesco in Mailand, oder der Reigen seeliger Geister.

Vorbild, Wesen, Gipfel Muster, Ideal, Verkörperung, Leitbild, Urbild, Personifikation, Idol, Inkarnation, Archetyp, Prototyp, Musterfall...etc. alle diese Synonyme für das Inbild haben eines gemeinsam: sie beeindrucken und überzeugen über die Maßen, faszinieren und nehmen einen spontan gefangen, lassen einen schwer los und sind in hohem Maße

erinnerungsfähig. Welcher Künstler würde sich das nicht auch von seinem Werk wünschen. Um solches zu erreichen studieren sie fleißig die Inbilder und Verkörperungen in ihrer Umwelt und sind geneigt gelegentlich etwas vorschnell solche zu entdecken. Die vielen Madonnen, Nannas, Mayas und Mimis der Kunstgeschichte stehen dafür, wie auch der Hype um die l'Inconnue de la Seine, der schönen und geheimnisvollen Wasserleiche, deren Totenmaske seit 1900 fast alle bürgerlichen Boudoirs in Europa zierte. In ihr sah und verehrte ein ganzes Jahrhundert die Reinkarnation der mythologischen Wassernymphe Undine. Ironischer Weise dienen ihre Gesichtszüge heute als Reanimationspuppe Little Ann zum Erste Hilfe-Training. Zur deutschen Ikone edler Weiblichkeit wurde schließlich das Steinbildnis der Uta von Ballenstedt aus dem Naumburger Dom, deren Portrait-Replik vor allen im Nationalsozialismus Konjunktur hatte. Der Bamberger Reiter und der Borghesische Fechter, Max und Moritz, Sherlock Holmes, Harry Haller, Mickymouse, Tarzan und Prinz Eisenherz, Spock und Yoda als Identifikationsangebot für die männliche Jugend nicht zu vergessen. Aber auch Bilder von Sachen und Dingen, wie die Darstellung des Satzes des Pythagoras, die Cheops Pyramide und der Eiffelturm, der Mercedesstern, die Concorde, das Dollarzeichen und die Windrose sind sowohl von ikonischem als auch modellhaften und symbolischem Wert. Zusammen mit dem Ausgeprägten, Stereotypischen und Geheimnisvollen macht das Ikonische, Modellhafte und Symbolische das Inbild aus und stellt in gewisser Weise das „Gesteigerte Bild“ im Sinne Nietzsches und Benns dar.

Welchen Nutzen, Sinn und Zweck ein solch gesteigertes, intensiviertes Bild für den Betrachter hat, ist nicht einfach zu beantworten. Da über diese Bilder offensichtlich ein unausgesprochener, gesellschaftlicher Consensus besteht, der sie durch vielfältige Traditionen transportiert, bestätigt und weiter stabilisiert, könnte man jetzt von der Volksseele munkeln, oder wie C.G.Jung über bildhaften Archetypen, die kollektive Bilderschicht und das Menschheitserbe der Mythen und Legenden sprechen, wenn dessen Figuren nicht immer vor unser aller Augen bewusst kalkuliert und hergestellt würden, wie es in der Welt der Comics, Mangas und Bandes dessinée unter Ausbeutung der gesamten Kulturgeschichte immer wieder geschieht. Die Stereotypie des Verhaltens und das immer gleichbleibende Aussehen der Figuren verstärkt ihre Merkfähigkeit und unterstützt ihre Etablierung als fixe Größen in unserem Identifikationspanorama.

Die Selbstidentität und Entwicklungslosigkeit der synthetischen Figuren aus Kunst und Unterhaltung machen uns vor, wie Idole, Markenzeichen, Typen, Role Models, Stars zu sein haben und wir haben die Wahl, bis zu welchem Grad wir es ihnen gleichtun wollen oder auch nicht.

Wechselnde, sich entwickelnde oder organisch mitwachsende Identifikationen sind zwar begrüßenswert, aber selten. Schwierig wird es, wenn sich ein 80 jähriger noch immer mit dem jugendlichen Helden und Verführern identifiziert, oder die 75 jährige, die sich noch immer benimmt wie ein Backfisch. Nicht älter werden können, ist eine Strafe und setzt den Personen, die unter festgeklebten Selbstbildern und starren Identifikationen leiden, gehörig zu. Sie enden häufig im Suizid, der ihnen als die ultima ratio erscheint.

Für ein geglücktes Älter-werden-können spielen die Selbstbilder und Identifikationen eine wesentliche Rolle, aber die „leuchtenden Vorbilder“ alter Menschen sind in Zeiten herrschenden Juvenilismus Mangelware. Aber das beginnt sich zu ändern, zumindest in Europa, da seine Bevölkerung zunehmend vergreist und die demographischen Prognosen mit einer Zunahme der Alten auf längere Frist rechnen. Im Internet nehmen zumindest die Fotos älterer, vitaler Personen zu (vgl. Getty Images), wie auch die Werbung für Hörgeräte, Treppenlifte und Lesehilfen.

Es besteht also Hoffnung

mythische Verwandtschaft von natürlichen Gegebenheiten, wie Pflanzen Tieren, landschaftlichen Besonderheiten und menschlichen Gesellschaften hat in der Anthropologie und Ethnologie des 19. Jahrhunderts große Kontroversen ausgelöst. Die Identifikation indigener Völker mit Tiergestalten interpretierte Émile Durkheim als Urreligion, Claude Lévi-Strauss sah darin hingegen eine sozial-regulative Konstruktion, die der Differenzierung und Abgrenzung diene. Es liegt nahe darin Parallelen zur Heraldik in Europa zu erkennen, in der Tiergestalten, Pflanzen, Farben und Musterungen eine vergleichbare Rolle spielen. Die mythisch-mystische hergestellte Identität zwischen dem Totem und dem Clan, den er als Schutzgeist beschützen soll, und dem Clan der sich gegenüber seinem Totem verbunden fühlt, entspricht ungefähr dem, was die Attachment-Theorie in der Religionspsychologie beschreibt.

Weder der rein religiös, noch der ausschließlich sozial verstandene Totemismus, sondern eine Mischung von beidem, dient so weit wir wissen der Entwicklung der Identität, was nicht nur die Indianernamen unserer eigenen Jugend verraten.

Die Namensgebung überhaupt hat sowohl mit gewünschter Identität zu tun, als auch mit traditioneller. Eltern, die ihrem Neugeborenen einen Namen geben müssen, denn alles, was zivilrechtliche auf dieser Welt existiert muss irgendwie heißen und benannt werden können, stehen vor einer schwierigen Wahl. Familientradition oder etwas Neues und Eigenes, etwas Bedeutungsvolles oder einfach nur Modisches, Geschichtsträchtiges oder gut Aussprechbares, nett Abkürzbares oder einfach nach dem Heiligenkalender...? Dass die Eltern ohne es wissen oder ahnen zu können, ihrem Kind mit dem Namen eine Art von Hypothek aufbürden, die wesentlich zur Identitätsherstellung und den damit verbundenen Problemen beiträgt, ist den meisten glücklicherweise nicht bewusst, sonst würden die Kinder wie im alten Rom einfach durchgezählt, wie Gaius secundus und Tullius tertius.

Dass die gegebenen Namen nicht allen gefallen oder passen, lässt sich an der vergleichsweise hohen Zahl der offiziell beantragten Namensänderungen ablesen;

Das „tat twam asi“, „Das bist Du!“, dieser widersinnig erscheinende Zuruf aus den Upanishaden, der Schopenhauer so beeindruckte, ist eine Herausforderung für unsere Identifikationsbereitschaft. Helmuth von Glasenapp, der deutsche Indologe und Religionswissenschaftler hatte in seinem Sanskrit-Studien einen gleichnishaften Dialog übersetzt.

“Uddalaka Aruni sagte zu seinem Sohn Shvetaketu: ‘Bringe eine Frucht von dem Feigenbaum.’ Der Sohn holte sie und der Vater trägt ihm auf, dieselbe zu spalten. Die kleinen Kerne, die dadurch zutage treten, läßt er den Sohn noch einmal spalten, dann fragt er ihn: ‘Was erblickst du darin?’ Er antwortet: ‘Nichts, Ehrwürdiger.’ Da belehrt ihn Uddalaka Aruni: ‘Die feine Substanz, die du nicht wahrnimmst, mein Lieber, aus dieser feinen Substanz besteht dieses All, ist das Reale, ist der Atman, das bist du, o Shvetaketu.”

Der Grundfehler des Christentums sei, so Schopenhauer, dass es den Menschen von der *Natur* getrennt und ihn ihr gegenübergestellt habe, als willkürlichen Herrscher, der mit ihr nach Belieben verfahren dürfe, ja sogar solle, obwohl er doch selbst Teil derselben sei. Das tat twam asi hingegen stelle die Verbindung der Einzelseele mit der Allseele her, beide seien identisch, dieselbe feine Substanz.

Diese Gleichheit habe ihm spontan eingeleuchtet, behauptete Schopenhauer später, als er diese Identität von Einzelnem und Ganzem, von Makrokosmos und Mikrokosmos, von Allseele und Einzelseele zur Grundlage seiner Ethik machte und sich damit auf eigentümliche Weise als Romantiker auswies. Die Idee von einer Allseele oder auch Weltseele hat eine lange Geschichte, die bei Platons Dialog Thimaios beginnt und bei Novalis nicht endet. Schelling veröffentlichte 1798 die Schrift *Von der Weltseele*, ein sonderbar fragmentierter und schwer verständlicher Text, in dem er die „absolute Identität des Unendlichen mit dem Endlichen“ beschreibt... und (etwas später) sagt: „sollten wir nicht mit Platon übereinstimmen, dieses allesordnende und bessernde Prinzip, die allgemeine und allseitige Weisheit und die königliche Seele des Ganzen zu nennen?“

Der für die Romantiker typische und in den meisten ihrer Werke zu identifizierende Panpsychismus mag auch für Schopenhauer’s Idee eines Mit-Leidens konstitutiv gewesen sein, aber ganz gleich, wie man es einordnen mag und wie man Schopenhauers Wendung zur Mystik interpretiert, das Tat Twam Asi aus den Upanischaden hat durch ihn Bekanntheit und zT auch modische Ikonizität erfahren.

Dieses „Das bist Du!“, ein Nichts, ein (Cantor-)Stäubchen im Wind, eine nahezu unsichtbare Mikrobe und gleichzeitig die Manifestation der Weltseele, ein Teil des Ganzen, identisch mit dem All ... die Identifikation, die dieser Zuruf aus den Upanischaden von uns verlangt, ist eine höchst abstrakte, mehrfach um die Ecke gedachte, fast könnte man sagen künstliche, künstlerische, oder sophistische. Sich mit dem mehrfach gespaltenen Samenkorn einer Feige zu identifizieren, kann nur einem Philosophen gelingen, also jemandem, der es gelernt hat seine Gefühle von seinen Gedanken bestimmen zu lassen.

Mit der Idee einer „philosophischen Identifikation“ ist ein anderes und neues Feld der Reflexion eröffnet. . .
und mit diesem Hinweis beschließen wir die krause Beackerung des hier ausgebreiteten.

DANKE